

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 154 (1881)

Nachruf: Dr. Johann Rudolf Schneider
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dr. Johann Rudolf Schneider.

Es gibt zweierlei Eroberer: die einen durchziehen die Welt mit Feuer und Schwert, rauchende Brandstätten, mit Leichen übersäete Schlachtfelder, zerstörte Städte, unterjochte Völker bezeichnen ihre Bahn, und dafür jubelt ihnen die bethörte Menschheit zu und nennt sie die Großen, als wären Ehrgeiz, Herrschaft und Ländergier die Grundlagen ächter Größe. Solche Eroberer waren Alexander, Julius Cäsar, Tamerlan, Napoleon I.

Eine andere Art von Eroberern gibt es aber, die still und friedlich, ohne Kriegslärm und Feuerschein, ihre Bahn dahinzieht zum Wohl und Segen der Menschheit. Neue Felder der Wissenschaft suchen sie zu erobern, der Mitwelt zu Nutz und Frommen, neue Wege zu bahnen für den Weltverkehr, verlorenen Boden wieder zu gewinnen, aus Sumpf und Sand fruchtbares Land zu machen. Zu diesen Eroberern gehören die großen Erfinder und Entdecker auf diesem oder jenem Gebiete, die Bergdurchbohrer, wie Favre, Someiller u. s. w., die Isthmusbrechere, wie Lesseps, die Sumpfaustrockner, wie Escher von der Linth und der Mann, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht. Wenn der Bote von diesem Manne seinen geneigten Lesern ein kleines

Lebensbild entwerfen will, so weiß er wohl, daß er ihnen von keinem Unbekannten spricht. Denn im ganzen Bernerlande und weit über seine Grenzen hinaus war Dr. Schneider bekannt und geehrt als uneigennütziger, pflichtgetreuer Arzt, als Staatsmann und Patriot, als Schöpfer der Juragewässerkorrektur und vor Allem als lauterer, gerader und edler Charakter.



Johann Rudolf Schneider wurde am 23. Oktober 1804 als das jüngste von elf Kindern zu Meyenried im bernischen Seelande geboren, wo sein Vater, ein tüchtiger, allgemein geachteter Mann, neben seinem Seilerhandwerk das kleine Wirthshaus „zur Galeere“ betrieb. Seine erste Schulbildung erhielt der Knabe in dem nahen Städtchen Büren, später brachte ihn sein Vater nach Les Ponts (Neuenburg), damit er sich dort die nöthige Kenntniß des

Französischen erwerbe. Von seinen Eltern zuerst zum Bäcker bestimmt, trat der junge Schneider auf den Rath eines einsichtigen Gönners bei einem Apotheker in seiner Vaterstadt Nidau in die Lehre, die er aber schon 1821 wieder verließ, um nach Bern überzusiedeln, wo er an der medizinischen Schule der damaligen Akademie während vier Jahren eifrig sich dem Studium der Heilkunde widmete. Zur Vervollständigung seiner Berufsbildung bezog er dann 1825—1827 die

Universitäten von Berlin und Paris, und 1828 ließ er sich in Nidau als Arzt nieder, wo er 10 Jahre lang praktizierte und 1832 seine Gattin heimführte. Neben seinen ärztlichen Berufspflichten beschäftigte ihn schon damals die Frage der Juragewässerkorrektur; hatte er ja doch in Meyenried schon als Knabe Gelegenheit genug gehabt, die Gefahr und den Schaden, den die Hochwasser dem Flachlande brachten, aus nächster Nähe kennen zu lernen. Die Regulirung des Narlaufes und der Juraseen, die Entsumpfung des Seelandes, die schon dem Knaben vorgeschwebt hatte, wurde fortan seine Lebensaufgabe, welcher er seine Kraft und sein Vermögen opferte, und es war ihm das seltene Glück beschieden, vor dem Lebensende noch die Lösung dieser Lebensaufgabe zu sehen.

Dieser Eifer für die Sache des Seelandes, nicht weniger als seine allgemein anerkannte Lauterkeit des Charakters und seine Pflichttreue und Aufopferung in seinem Berufe, erwarb dem jungen Arzte bald das Zutrauen und die Liebe seiner Mitbürger, die ihn 1834 in den Großen Rath wählten. Vier Jahre später in die Regierung berufen, siedelte Schneider nach Bern über und zog sich vom ärztlichen Berufe zurück, um sich voll und ganz seiner neuen Thätigkeit zu widmen, ohne indeß darum den Fortschritten der Heilkunde sich zu entfremden. Von 1838—1848 vertrat er den Stand Bern als Gesandter an der eidgenössischen Tag-satzung, und während der schweren, stürmischen Tage der Sonderbundswirren stand er als Präsident an der Spitze derselben. An der Neugestaltung der Eidgenossenschaft, welche die Folge des Krieges war, nahm er hervorragenden Antheil, und als es sich

darum handelte, der neuen Ordnung der Dinge bei den störrischen Unterwaldnern und den hitzigen Neuenburgern, wenn möglich ohne Gewalt, Anerkennung zu verschaffen, da wurde Dr. Schneider, der in glücklichster Weise Entschiedenheit des Charakters und Unbeugsamkeit in den Prinzipien mit Milde und Versöhnlichkeit vereinigte, in beide Kantone als eidgenössischer Kommissär entsendet.

Während jener bewegten Zeit aber hatte sich für die bernische Regierung ein schweres Gewitter zusammengezogen, nicht ohne eigenes Verschulden; denn die leichtfertige Finanz-wirtschaft, der März von 1846, wo das Feilschen und Markten zwischen den einzelnen Landestheilen anfang, die Freischaaenzüge mit ihren Folgen, der ungebührliche Einfluß, der fremden Flüchtlingen nicht immer der besten Sorte in unserem Staatswesen eingeräumt worden, das Alles zusammengenommen hatte das Bernervolk verstimmt. Und gerade was den letzten Punkt anbetrifft, ist Schneider, der feurige Idealist, dem hie und da in politischen Dingen der Enthusiasmus mit der Staatsklugheit davon-lief, nicht ganz freizusprechen, stand er doch im innigsten Zusammenhang mit den Häuptern der europäischen Revolution, mit Mazzini, den er mehrmals bei sich verbarg, mit Kos-suth, dem er bei Waffenlieferungen behülfs-lich war.

Diese Verstimmung des Volkes sprach sich auf das Deutlichste in der politischen Umwälzung des Jahres 1850 aus, indem die radikale Regierung durch eine konservative verdrängt wurde. Auch Schneider verlor trotz der Achtung, die auch seine politischen Gegner der Lauterkeit seines Charakters zollten, hiebei seinen grünen Sessel und trat als Arzt in das Privatleben zurück. Noch

in demselben Jahre erhielt er die Stelle eines Inselarztes, ein Amt, das er während 30 Jahren, mehr und mehr sich vom aktiven politischen Leben zurückziehend, mit voller Hingebung und Treue versehen hat. 1854 verließ er den Großen Rath, dem er 20 Jahre hindurch angehört hatte, 1864 den Nationalrath nach 16jähriger Amtsdauer, und als endlich im Jahre 1867 durch Beschluß der Bundesversammlung die Juragewässerforrektio n gesichert war, da sah der greise Patriot seine wichtigste Lebensaufgabe erfüllt und widmete sich fortan fast ausschließlich seiner Familie und seiner Wissenschaft, ohne aber deshalb sich vom öffentlichen Leben ganz zurückzuziehen. An den Vereinigungen der medizinischen und gemeinnützigen Gesellschaften war er ein selten fehlender Gast, und seine geistige Regsamkeit und Streb samkeit hat er sich bis in's späte Greisenalter zu wahren gewußt. Er war ein Greis an Jahren, ein Jüngling an Begeisterung für alles Gute und Edle, ein gereifter Mann an Thatkraft und Erfahrung.

Bis wenige Monate vor seinem Ende lebte Schneider, ohne zu ermatten, seiner Berufspflicht. Kein Gang war ihm zu weit, zu beschwerlich; namentlich der Armen nahm er sich mit Liebe und Aufopferung an, und während sonst Aerzte im Greisenalter gerne sich ablehnend gegen alles Neue verhalten, hielt sich Papa Schneider stets auf der Höhe seiner Wissenschaft, in der er arbeitete und schaffte, bis ein langes Siechthum den Körper und endlich auch den regen Geist in seine Bande schlug. Als am 14. Januar 1880, nach neunmonatlichem Krankenlager, der Greis die müden Augen auf immer schloß,

da war es in der Stadt Bern, als habe Jedermann einen guten alten Freund verloren. Die Trauer seiner Familie und seiner Kranken, denen er nicht nur Arzt, sondern Freund war, zu schildern, das will der Bote nicht unternehmen. Der Schmerz ist ein eigen und feinfühlig Ding, er scheut sich vor jeder, auch der wohlmeinendsten Berührung. *Frère, il faut mourir!* sagen die Karmeliter Mönche zu einander als einziges Gespräch. Es ist wohl wahr: Bruder, wir müssen sterben! Wohl dem, der sterben kann, wie Dr. Johann Rudolf Schneider, hochbetagt, im Bewußtsein der erfüllten Pflicht, der glücklichen Lösung seiner selbst gewählten Lebensaufgabe, umgeben von einer liebenden und geliebten Familie, betrauert nicht nur von Freunden und Genossen, sondern auch von einstigen Gegnern, man kann sagen, von einem ganzen Lande.

Es fehlt dem Boten an Raum, um hier die Hauptschöpfung dieses ächten Volksh Freundes, die Juragewässerforrektio n, zu besprechen. Er kann diesmal den geneigten Lesern und Leserinnen nicht schildern, wie lange und wie schwer Schneider zu ringen und zu arbeiten hatte, bis das Werk endlich begonnen und sichergestellt war, wie er, ohne zu verzagen oder zu erlahmen, stets wieder von vorne an fing, wenn ein Plan gescheitert war, wie er seine Zeit, seine Arbeitskraft, sein Hab und Gut in diesem Kampfe uneigennützig eingesetzt hat, um endlich am Lebensabend, nicht durch materiellen Gewinn, sondern durch die Verwirklichung seiner Idee belohnt zu werden. Das Alles muß der Bote auf ein ander Jahr versparen, wo er Euch dann berichten will, wie das Werk ausgeführt worden und welche Wichtigkeit es hat. Andere haben daran

mitgeholfen und die Ausführung geleitet, aber die Idee zu demselben, der Gedanke, die Sumpfstrecken zwischen den Seen der Kultur zu erobern, den Wasserverheerungen ein Ende zu machen, der ist vor Allem Schneider's Verdienst, und seinem uner-schütterlichen, zähen Festhalten, seiner Hingebung und Treue für die Idee ist es zu danken, daß das Werk zu Stande kam, ein Werk, das zwar der heutigen Generation schwere Arbeit und Lasten aufbürdet, den künftigen aber zu reichem Segen gereichen wird.

Selber troffe!

Ein sehr geduldiger Mann, der ein sehr böses, zänkisches Weib hatte, sagte einst, als seine zungenfertige Ehehälfte wieder einmal fest mit ihm aufbegehrte: „Nun laß es gut sein, mein Kind; ich weiß doch, daß ich ein gutes Weib habe.“ „Den Teufel hast du!“ rief die Frau in der Täubi.

Begründete Bemerkung.

Bei einer Versteigerung entstand eine Zänkerelei, die damit endigte, daß Einer Maulschellen bekam. „Nun, Gottes Wunder,“ rief ein anwesender Jude, „der bekommt zugeschlagen, ehe er hat geboten.“

Anständig.

Vor einem amerikanischen Gerichtshof weigerte sich eine als Zeugin vorgeschickte Dame, auf die ihr gestellte Frage Antwort zu geben, weil das, was sie sagen müßte, kein anständiger Mensch hören dürfe. „Nun gut,“ meinte der Staatsanwalt, „so sagen Sie es leise dem Herrn Präsidenten ins Ohr.“

Paß auf beim Wetten!

Ein Einäugiger wettete mit einem Manne, der zwei gesunde Augen hatte, daß er mehr als dieser sehe. Die Wette wurde angenommen. „Ich habe die Wette gewonnen,“ sagte der Einäugige, „denn ich sehe bei Ihnen zwei Augen, bei mir aber sehen Sie nur Eines.“

Welle het Recht?

Zwei Aerzte stritten sich in einem Spital heftig über das Wesen der Cholera. Der Streit ward endlich so hitzig, daß sie sich gegenseitig „Esel“ titulirten. Da trat der zufällig in der Nähe anwesende Spitalinspektor, als Witzkopf bekannt, herzu und meinte: „Beruhigen Sie sich doch; Sie haben Beide Recht.“

So isch es g' gange.

Ein Bedienter trat mit zwei kostbaren Tassen in das Zimmer seines Herrn und ließ die eine fallen. Verdrießlich sah der Herr auf die Scherben und fragte: „Aber, sage mir nur, wie hast du denn das gemacht?“ „So,“ antwortete der erschrockene Bediente kleinlaut, und ließ die andere Tasse auch fallen.

Guet umeg'gä.

Ein Musiker, dessen stark geröthete Nase seinen Freunden oft zum Stichelbrette diente, wurde einst gefragt, warum er den Klumpen Kupfer, den er so mühsam mit sich herum-schleppe, nicht an einen Kupferschmied ver-äußere. „O, das habe ich längst versucht“ gab er zur Antwort, „aber der Kupferschmied meinte, wer dies für Kupfer hielte, der müßte ein großer Narr sein.“